

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1895)
Heft: 3

Rubrik: Protokoll der Hauptversammlung 1895

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Protokoll

der 10. Hauptversammlung des Verbandes der Schweiz. Geograph. Gesellschaften

am 23. und 24. August 1895

im Saale des Mädchenrealschulhauses zum „Talhof“ in St. Gallen.

Abgefasst von A. Frei, Chefredaktor der „Mitteilungen“.

Erster Tag.

Als Delegierte sind anwesend:

Von der Ethnographischen Gesellschaft in Zürich Herr Prof. *Dr. Keller*, Präsident, und Herr *Siber* in Winterthur;

von der h. Regierung des Kantons St. Gallen Herr Reg.-Rat *Curti*;

vom Gemeinderat der Stadt St. Gallen Herr Gemeinderat *A. Bernet*;

von der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Herr Prof. *Dr. Wartmann*, Präsident, und Herr Reallehrer *Brassel*;

von der St. Gallischen Statistischen Gesellschaft Herr Staatsschreiber *Dr. Müller*;

vom Kaufmännischen Verein St. Gallen Herr *Braun*.

A. Verbandsgeschäfte.

1. Der Präsident, Herr Prof. *K. C. Amrein*, eröffnet vormittags 8 Uhr die Verhandlungen mit folgenden Worten:

„Als im Jahre 1881, auf Initiative der Ostschweiz. Geogr.-Kommerz. Gesellschaft, der Verband der geographischen Gesellschaften der Schweiz ins Leben trat, lag den Vertretern dieser Gesellschaften der Gedanke ferne, der langen Kette festfeiernder Vereine ein neues Glied hinzufügen zu wollen. Der Verband entsprang der Ueberzeugung, dass dadurch gleichartige Bestrebungen vorteilhaft gefördert und die Mitarbeiter durch zeitweiliges persönliches Zusammentreten und mündlichen Gedankenaustausch angeregt und ermutigt werden. Die Selbständigkeit und der Charakter der einzelnen Gesellschaften sollte in keiner Weise beeinflusst werden. Beinahe ängstlicher als die Kantone ihre Souveränität, hüteten einzelne Vertreter die Autonomie ihrer Gesellschaften. Dieser Haltung entsprechen Sinn und Geist der Statuten des Verbands, die, ursprünglich nur aus 5 Paragraphen bestehend, sich bis heute um 3 vermehrt haben.“

Trotz diesem losen Bande hat der Verband im Laufe des 15jährigen Bestandes seine Lebensberechtigung in erfreulicher Weise dokumentiert. Neben der Förderung der geographischen Wissenschaften durch Vorträge, Ausstellungen und wissenschaftliche Arbeiten anlässlich der Verbandstage sind der Initiative des Verbandes Anregungen, Werke und Unternehmungen von hervorragendem und bleibendem Werte entsprungen. Auf Initiative des Verbandes entstand z. B. das dreibändige reich illustrierte Handbuch der Geographie des Herrn Prof. William Rosier in Genf, der in diesen Tagen als Gast und Mitarbeiter in unserer Mitte weilt. Ich erinnere ferner daran, dass die Bestrebungen, dem geographischen Unterricht im Lehrplan

der Universitäten und Mittelschulen die ihm gebührende Stellung neben den historischen und naturkundlichen Disziplinen zu verschaffen, von unserm Verbandsausgängen. Sie werden so lange andauern, bis die Gleichstellung mit den genannten Fächern erreicht sein wird.

Das grosse, grundlegende und nützliche Werk einer schweizerischen Landeskunde ist ebenfalls aus den Kreisen unserer Verbandsmitglieder ins Leben gerufen worden. Unserm Verbandsausgängen dankt die Schweiz auch die Ehre, dass im Jahre 1891 der 5. Weltkongress der geographischen Wissenschaften in unserm Vaterlande, in Bern, abgehalten wurde.

Und wenn wir, was ich lebhaft wünsche und hoffe, in diesen Tagen die Erstellung eines Handbuchs der Geographie der Schweiz, das dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entspricht, beschliessen, so dürfte darin allein schon unser Verbandstag von bleibendem Nutzen und Vorteil für weitere Kreise werden.

Wir verkennen es zwar nicht, dass unser Arbeitsfeld nach mancher Hinsicht beschränkt und beengt ist, beschränkt vorab in Bezug auf Förderung von Entdeckungsreisen, wodurch manche grosse Gesellschaft, dank dem Mut, dem Glück und den Erfolgen Einzelner, sich Namen und Ehre verschafft. Es fehlen uns, wenigstens für grössere Unternehmungen, die Geldmittel; aber auch die Lage der Schweiz im Binnenlande, die keine Kolonisation zulässt, hindert uns daran. Weder vom Staate noch von unserm Verbandsausgängen können eigentliche Expeditionen ausgeführt werden, das Meiste bleibt der Privatinitiative überlassen. und da allerdings sind wir stolz, neben manchen älteren und neueren Entdeckungsreisenden, z. B. neben einem Munzinger Pascha und dem Perureisenden J. J. v. Tschudi, in neuester Zeit Männer wie J. Büttikofer in Leyden, Prof. Dr. Schinz, Ingenieur Alfred Ilg und Prof. Dr. C. Keller in Zürich, sowie die Brüder Sarasin in Basel u. a. m. nennen zu können, die der Wissenschaft, unserm Vaterlande und den zivilisatorischen Bestrebungen in fremden Weltteilen zu hoher Ehre gereichen.

In der Förderung der geographischen Kenntnisse unseres eigenen Landes haben sodann wieder die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft und insbesondere der Schweizerische Alpenklub grosse und wichtige Gebiete unserer eigenen Arbeit ausgeführt, lange bevor unser Verband ins Leben trat oder erstarkte. Sollen wir dessen zürnen? Ich glaube, durchaus nicht. Es ist jede Förderung des Wissens im allgemeinen und der Landeskunde im besondern zu begrüssen, gleichviel woher sie komme. Wir wollen sie im Gegenteile dankbar als unsere Mitarbeiter, ja selbst als die älteren, die verdienstvolleren anerkennen. Unser Arbeitsgebiet ist dann noch immer gross genug. Die Wissenschaft hat Raum und Arbeit für alle, die sie ernstlich zu fördern gedenken. — In diesem Sinne wollen wir ohne viele Worte zur Arbeit übergehen, und erkläre ich den 10. Verbandstag der schweizerischen geographischen Gesellschaften als eröffnet.“

2. Die in der Delegiertenkonferenz formulierten Anträge (siehe vorstehendes Protokoll) werden einzeln zur Abstimmung gebracht und zu Beschlüssen erhoben.

Anschliessend an die Wahl Genfs zum nächsten Vorort dankt Herr A. de Claparède im Namen der dortigen geographischen Gesellschaft, giebt der Hoffnung Ausdruck, dass dieselbe die übernommene Verbindlichkeit er-

füllen werde, und ladet zur nächsten Tagung des Verbandes ein, ob sie nun auf die Zeit der Landesausstellung oder auf einen spätern Termin falle.

B. Oeffentliche Vorträge

(in Anwesenheit eines ansehnlichen Publikums von Herren und Damen).

Herr *Dr. Hans Meyer*, Präsident des Vereins für Erdkunde in Leipzig, spricht über „*die Schneegebirge in Aequatorial-Afrika*“. Er giebt zunächst in grossen Zügen ein Bild von den gewaltigen Veränderungen der Erdoberfläche in Inner-Afrika. Ihr Resultat sind zwei mächtige, von Süd nach Nord laufende Bruchspalten, deren längere sich durchs Rote und Tote Meer bis zum Taurischen Gebirge erstreckt, während die andere, westliche, über die grossen Seen Tanganika und Albert Nyanza geht. Die Ränder sehen mitunter wie Gebirge aus, und sind es auch wirklich beim Runsoro in der Westspalte und in der Ostspalte beim Kenia und Kilimandscharo, zu deren Entstehung vulkanische Kräfte mitwirkten. Diese drei riesigen Berge beschreibt der Vortragende nun der Reihe nach und stellt im einzelnen ihren Aufbau, die Flora und Fauna, endlich die Schnee- und Eisverhältnisse sehr anschaulich dar. Am längsten verweilt er beim höchsten, dem 6010 m ansteigenden Kilimandscharo, dessen Schilderung er geradezu plastisch gestaltet durch die Mittheilung der eigenen Erlebnisse und Beobachtungen, die er bei der ersten und bisher einzigen Besteigung dieses Riesen im Jahre 1889 machte. Vom Speciellen zum Allgemeinen zurückkehrend, spricht der Redner noch über die mutmassliche Entstehung der centralafrikanischen Schnee- und Eisregion und fällt schliesslich ein überzeugendes Urtheil in der Frage, ob die geschilderten Gegenden sich jemals der europäischen Kolonisation öffnen werden (vide pag. 1 bis 18).

Nach einer Pause erhält Herr Prof. *Dr. Forel* aus Morges das Wort. In der anziehenden Form einer wissenschaftlichen Plauderei behandelt er das Thema: „*le Bodan au point de vue économique*“. Er stellt und beantwortet die Frage, wie sich die wirtschaftlichen Verhältnisse gestalten würden, wenn der Bodensee, was dereinst eintreten wird, vom Geschiebe ausgefüllt wäre. Eine geneigte Ebene entsteht, unter der die jetzigen blühenden Uferorte begraben liegen. Der Rhein, der nicht mehr in dem Wasserbecken sich reinigen kann, fliesst alsdann auch in der Gegend von Konstanz, Stein, Schaffhausen trübe und verflacht den berühmten Fall durch starke Abreibung der Felsen. Zugleich wird der See, bezw. Strom, nicht mehr als Trinkwasserreservoir dienen können. Mit dem Verschwinden der grossen Wasserfläche geht ferner ein Regulator für die Zufuhr des Rheins verloren, so dass die Hochwasser auch die jetzigen Uferortschaften erreichen und ihre Bewohner zur Auswanderung nötigen. Selbst die klimatischen Verhältnisse erfahren eine Veränderung zum Schlechtern, denn bisher haben die obern Wasserschichten des Sees als Wärmespeicher gedient, der seine Vorräte im Sommer aufnahm, um sie im Herbst und Winter temperaturmildernd an die Umgegend abzugeben. Dazu kommt noch, dass die einströmenden kalten Wassermassen auf den Grund des Sees sinken, die wärmern dagegen fortwährend abfliessen und dem Rhein jene Temperatur verschaffen, ohne die z. B. der Rebbau von Schaffhausen nicht existierte. Zu gedenken ist auch der Einbusse an Reiz und Schönheit, welche die Landschaft durch die Ausfüllung des Bodensees

erlitte. Zwar möchte man meinen, die Umwandlung des riesigen Seeareals in Wald, Acker und Wiese wäre ungeheuer vorteilhaft. Allein wenn auch die relativ spärliche Ausbeute an Fischen und Wasservögeln sich darob leicht verschmerzen liesse, so sprechen die schon erwähnten Faktoren zu Ungunsten des Tausches. Abgesehen von den genannten Vorzügen verlöre man mit dem See auch noch eine treffliche, die Volkseigentümlichkeiten der Anwohner schützende Grenze und anderseits gleichzeitig einen bequemen Verkehrsweg, der sie miteinander verbindet und dem Handel einen unschätzbaren Dienst leistet.

Hierauf spricht Herr Prof. Dr. Götz von München über „*die Getreideversorgung Europas durch die andern Weltteile*“. Ausgehend von der agrarischen Bewegung, welche Deutschland, die übrigen mitteleuropäischen Staaten und bereits sogar Russland ergriffen hat, zeigt der Vortragende ihre Ursache in der Zufuhr billigen fremden Getreides auf. Abhülfe der daraus entstehenden socialen Kalamität kann neben der Unterdrückung der finanziellen Spekulation nur von vermehrter Produktion Europas erhofft werden, und damit wird die Frage auf das geographische Gebiet hinübergeführt. Den wachsenden Getreidebedarf erklärt die Zunahme der Bevölkerung, der Verbrauch für das Vieh und für die Herstellung geistiger Getränke. Die Produktion hielt nicht gleichen Schritt, daher die erhöhte Nachfrage nach auswärtiger Zufuhr. Ob diese dauernd und ohne besondere Verteuerung befriedigt werden könne, erscheint bei einem prüfenden Blick auf die Einfuhrländer keineswegs wahrscheinlich. In der Union nimmt der Eigenkonsum stets zu und der für den Anbau geeignete Boden ab, so dass die Getreideüberschüsse von Jahr zu Jahr kleiner werden. Aehnlich steht es in Britisch-Nordamerika, wo obendrein noch die klimatischen Schwankungen die Ernte etwas unverlässlich machen. Argentinien, zur Zeit der gefährlichste Konkurrent, kann uns, dank des niedrigen Bodenwertes und des Maschinengrossbetriebs, zwar noch eine Zeit lang mit Getreide überschütten, aber auf die Dauer verträgt das Land den Raubbau nicht, ist doch die leh- mige Bodenkrume seicht, und dazu kommt noch der Mangel an Bewässerung und die häufige Insektenplage, um den Cerealienüberfluss früher oder später einzuschränken. Uruguay und Südbrasilien scheinen dagegen eine Zukunft zu haben, doch eignen sich bekanntlich tropische Gegenden weniger für den Getreidebau. In Afrika hat Kapland einst exportiert, aber damit so gut wie aufgehört, seit der eigene Bedarf mächtig gestiegen ist. Bescheiden ist und bleibt die Ausfuhr der Mittelmeerstriche, die besseren Boden lieber wertvolleren Produkten reservieren; immerhin könnte Marokko unter guter Verwaltung bedeutende Mengen Getreide produzieren und dasselbe gilt von der asiatischen Mittelmeerzone, besonders Kleinasien, wo übrigens die neuen Eisenbahnen schon Wandel zu schaffen beginnen. Persien zieht wegen Misswirtschaft weniger als es könnte. Als Indien auf den Markt trat, erschrak man gewaltig, doch seit 1889 nimmt die Ausfuhr stetig ab, unter anderem weil die Bevölkerung vom Reis zum Weizenbrot übergang. Australien, einst ungebührlich geschätzt, deckt jetzt kaum den Eigenbedarf. Süd-sibirien mit seinem fruchtbaren tiefgründigen Boden wird allerdings einst Massen Getreides produzieren, aber das dauert noch lange, denn der Russe geht seiner Natur gemäss nur sehr langsam vorwärts, und bis dahin dürfte

sich die Nachfrage stark vermehrt haben. Im ganzen kann also in der Getreidezufuhr nach Europa ein bedeutender Rückgang konstatiert werden, und wenn auch noch auf Jahre hinaus grosse Quantitäten zufließen, so tritt doch einmal die Forderung an unsern Erdteil heran, sich selber zu versorgen. Dann wird die Frage brennend, ob und wie es sie erfüllen könne. Eine Lösung wird schwerlich vom staatswirtschaftlichen Eingreifen in die Produktionsweise des Bauers zu erhoffen sein. Man bedarf auch kaum einer Vermehrung des Areal für den Getreidebau. Dagegen sollten die Krankheiten der Halmfrüchte intensiver bekämpft, die Produktionstechnik verbessert und namentlich aus der Kenntnis von der Verwitterung der Erdoberfläche bzw. von den Bodeneigenschaften die praktischen Nutzenanwendungen gemacht werden. Dazu drängt die gegenwärtige Getreidekrise von selber. Die Erdkunde leihe ihr ihre Hilfe und trage dazu bei, dass Europa, der Träger der Weltzivilisation, nicht durch Nahrungssorgen an Lebensenergie einbüsse!*)

Schluss der Verhandlungen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Das Bankett im „Hecht“ versammelte ca. 50 Teilnehmer. Gewürzt wurde es durch Tischreden der Herren Prof. Amrein, Regierungsrat Curti, Graf von Zeppelin, Prof. Zobrist, Prof. Ströhlin und Dr. Hans Meyer.

Bei schönstem Wetter ging die Fahrt über Teufen durch das malerische Tal des Rotbaches nach Gais und die Besteigung des Gäbris vor sich. Es beteiligten sich ungefähr 60 Personen. Als die mit dem zunehmenden Abend immer klarer gewordene Gebirgslandschaft genugsam bewundert worden war, bestieg Herr *Dr. Fröh*, Dozent am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, das über dem trigonometrischen Punkt errichtete Steindenkmal und sprach von dieser natürlichen Kanzel aus zu der auf dem Rasen gelagerten Schar über die geographische Bedeutung des Gäbris. Er hob seine Wichtigkeit für die Triangulation der Schweiz hervor, erklärte genetisch die Formation der ganzen überblickbaren Landschaft und schloss mit der Darlegung der interessanten klimatischen Verhältnisse des Berges ab. Rasch ging's wieder hinunter nach Gais; bei Mondbeleuchtung fuhr man das stille Hochtal abwärts und traf in bester Stimmung in der Gallusstadt ein. Wer Lust hatte, schloss sich noch einer freien geselligen Zusammenkunft im „Löchlebad“ an.

Zweiter Tag.

Halb 9 Uhr beginnt die wissenschaftliche Arbeit aufs neue. Herr *Dr. Fröh*, der Redner des gestrigen Abends, spricht, von Begeisterung für die Sache getragen, über „*die Wünschbarkeit der Erstellung einer neuen Schweizerkunde*“. Ein solches Werk soll aus der Vaterlandsliebe herausgeboren werden

*) Der Vortrag von Herrn Dr. Götz wird mit unserer Einwilligung in einer der nächsten Nummern der geographischen Zeitschrift Dr. Hettners in Leipzig erscheinen.

und wiederum Vaterlandsliebe pflanzen, zugleich aber auch der geographischen Wissenschaft einen Dienst leisten. Materialien sind genug vorhanden, es gilt nur, sie zu sammeln und zu sichten. Betreffend die Anforderungen, die an eine gute Schweizerkunde zu stellen sind, kommt vor allem die richtige Methode in Betracht. Das Ganze darf nie über den Teilen vergessen werden. Mehr als bisher ist die Morphologie und damit die Karte des Landes zu berücksichtigen. Eine neue Auffassung verlangt die Hydrographie, indem sie von Niederschlägen und Bodenbeschaffenheit ausgehen muss. Herbeizuziehen ist auch die Klimatologie und die Pflanzengeographie wenigstens so weit, als sie den Charakter des Landes erklären hilft. Grenze, Siedelung und Verkehr verlangen eine lebensvolle, organische Darstellung, und auch in den volkswirtschaftlichen Verhältnissen muss Causalität und Zusammenhang aufgezeigt werden. Im Interesse der Einheitlichkeit soll das Buch von einem einzigen Fachmann, wenn auch unter Herbeiziehung von Mitarbeitern, geschaffen, mit vielen guten und charakteristischen Illustrationen versehen und bei aller wissenschaftlichen Genauigkeit doch zu einem Volksbuch, einem Führer und Lehrer für das Schweizerhaus gestaltet werden (vide pag. 18—27).

Diskussion: Einleitend schlägt der Präsident, Herr Prof. *Amrein*, vor, gleich eine Kommission zu wählen, welche die Grundlinien der Arbeit ziehen und den Redaktor wählen solle.

Herr *Rosier* (Genf) stimmt in längerer Ausführung dem Projekt lebhaft zu.

Herr *de Claparède* (Genf) erklärt sich sachlich ebenfalls einverstanden, meint aber, mit Bildung einer Kommission habe es keine Eile; man möge die Sache lieber dem Vorort überlassen.

Herr *Dr. Hotz* (Basel) erblickt in diesem Vorschlag, falls er angenommen wird, eine Verzögerung der ganzen Angelegenheit und unterstützt den Antrag Amrein.

Herr *Stolz* (St. Gallen) möchte gleich Dr. Früh als geeignetsten Redaktor empfehlen und wünscht ausser ihm noch die Herren Amrein, Rosier und Hotz in der Kommission zu sehen.

Herr Prof. *Dr. Wartmann* (St. Gallen) spricht sich energisch für sofortiges Vorgehen aus.

Herr Prof. *Zobrist* (von Pruntrut, Delegierter für Neuenburg) teilt die Ansicht des Vorredners.

Herr *Dr. Hotz* berichtet nachträglich noch, dass der gleiche Gedanke in der Kommission für die schweizerische Schulwandkarte geäußert worden sei. Bundesrat Schenk, der indirekt davon erfuhr, habe seinen Beifall kundgegeben und eine Subvention in Aussicht gestellt. Wenn nun die geographischen Gesellschaften in Sachen vorgehen, so könne es jener Kommission nur recht sein.

Herr *Dr. Früh* rät ebenfalls beschleunigte Anhandnahme an, möchte aber nicht so verstanden werden, als hätte er sich persönlich hervorge drängt.

Herr Prof. *Amrein* bestätigt, dass dem nicht so sei, und meint, die heute besprochene Idee müsse noch vor den Arbeiten der Schulwandkartekommission zur Ausführung kommen, da sie eine Grundlage für dieselben bilde. Herr *de Claparède* möge sich beruhigen, denn die Kommission für

Erstellung einer Schweizerkunde werde gewiss mit dem Vorort stete Föhlung behalten.

In der *Abstimmung* erklärt die Versammlung mit überwiegendem Mehr, *es sei die Erstellung eines Handbuchs der Geographie der Schweiz wünschenswert.*

Desgleichen verlangt sie, dass sofort eine *siebengliedrige Kommission* niedergesetzt werde und wählt in dieselbe die Herren Prof. *Amrein* (St. Gallen), Prof. *Brückner* (Bern), Prof. *Forel* (Morges), *Dr. Früh* (Zürich), Prof. *Hotz* (Basel), Prof. *Rosier* (Genf) und Prof. *Zobrist* (Pruntrut).

Die Wahl eines Präsidenten wird der Kommission selbst überlassen.

Hierauf erzählt Herr Ingenieur *Ilg* aus Abessinien, der gestern wegen vorgerückter Zeit nicht mehr zum Worte kam, von einer im Auftrag des Königs Menilek unternommenen *Studienreise in das Goldland Walaga*, die ihn, den Rückweg inbegriffen, 1400 km weit durch ein von Europäern vorher nie betretenes Gebiet führte. Sein Gold zwar hat es schon im Altertum nach Aegypten abgegeben und noch kürzlich sass dort ein Pascha, der für den Vizekönig das edle Metall abbaute. — Walaga liegt in der südwestlichen Ecke Abessiniens, wo der blaue Nil aus demselben heraustritt, auf beiden Seiten des Flusses Jabus. Es wurde erst vor einigen Jahren von den Galla-völkern teils gezwungen, teils freiwillig abgetreten. Die gegen Fremde misstrauischen Eingeborenen gewannen bisher das Gold selbst. Nun gedachte Menilek Minen betreiben zu lassen und übertrug Herrn *Ilg* die Untersuchung des Landes. Es bedurfte einer grossen Ausrüstung, nahm doch die Reise 40 Tage in Anspruch. — Von der abessinischen Hauptstadt *Adi Sababa* ging's westwärts durch die wunderbaren Gallaprovinzen, die seit ca. 20 Jahren Aethiopien unterworfen sind. Ihre Gebirgskonturen erinnern an den schweizerischen Jura. Grossartig ist die Vegetation, wächst doch der Wachholder dort 40—50 m hoch und giebt es Bäume mit einem Kronendurchmesser von 112 Schritten. Die Höhe von 2200 m macht die Luft rein und mild. Die Bewohner treiben Landwirtschaft und Viehzucht, aber Menschen und Tiere sind infolge schwerer Epidemien stark zusammengeschmolzen. Desto zahlreicher trifft man wilde Tiere: Antilopen, Gazellen, Nashörner, Flusspferde, Leoparde, Hyänen, Schakale, in den Bäumen Affen von allen Grössen und Formen, im Schilf und Gras Schlangen, besonders *Boa constrictor*, in den Flüssen Krokodile, daneben Vögel und Insekten in Masse. Die Galla sind, aus Bau und Sprache zu schliessen, eingewanderte Semiten. Sie besetzten fast die Hälfte des Landes, bekehrten sich dann zum Christentum und wurden gute Aethiopier. Sie zeigen sich bildungsfähig, bekleiden darum auch Stellen beim König und in der Verwaltung. Aus diesem Gebiet fliesst der 50 m breite, 15 m tiefe *Hawaschfluss* ostwärts in den *Aussasee*, wo ihn Geschiebe an der Weiterreise hindert, so dass er nur in kleinen Rinnsalen und zum Teil unterirdisch das Meer erreicht. Von der Wasserscheide laufen noch andere Flüsse nord- und südwärts grössern Strömen zu, so der *Gudur* in einer bis 800 m tiefen Felsspalte nach dem *Abai*, dem Oberlauf des blauen Nils. Ein mächtiger Strom weiter westlich ist die *Didessa*. Er fliesst durch eine 30—60 km breite, üppige Ebene. Viele Fruchtbäume mit pflaumenähnlichen Früchten stehen darin, in Afrika eine Seltenheit. Hier haben die Elefanten ein Paradies, in welchem sie freilich übel hausen. — 1200 m geht es von da ins *Walaga* hinauf. Der Basalt macht dem Feldspat, Glimmer-

schiefer, Syenit, Porphyr und Granit Platz. In dichten Massen steht der Bambus, so dass die Tiere kaum durchkommen. Auf der Höhe zeigt sich eine seltsame, am besten mit dem Strassenpflaster zu vergleichende Konfiguration des Landes: zahllose runde Hügel und ringsum Flussläufe ohne recht erkennbare Richtung. Dazwischen befinden sich Alluvionen, in deren trügerische Decke man leicht einbricht, weshalb die Eingeborenen stets den Elefantenwegen folgen, welche überhaupt die einzigen Strassen des Landes sind. Der vollständige Ueberblick über die ca. 200 km breite und ca. 500 km lange, von Südwest nach Nordost sich ausdehnende Hochebene ist nicht zu gewinnen; nur auf einzelnen Spitzen sieht man einen Teil davon. Die Niederungen sind mit Schilfrohr bedeckt, die Höhen zeigen spärlich bebaute Felder. Die Leute waschen in allen Flüssen Gold, besonders im Hauptstrom Jabus, der über 800 m tief liegt, so dass nur Neger das Klima ertragen, während die Galla selbst Expeditionen von 2—3 Wochen dorthin unternehmen. Vor dem Abstieg zum Strom begegnete den Reisenden ein Trupp Beni Schongal, vergessener ägyptischer Untertanen unter einem Pascha Abderrachman, der eben einen entsetzlichen Verheerungszug durch die Gallaländer machte. Im Flusse wuschen hunderte von Eingeborenen mühsam das Gold aus dem Sande, doch gewinnen sie in 14 Tagen bloss für 5 oder 6 Taler, d. h. für 15—20 Fr. und dazu müssen sie unter Fieber und Dysenterie schwer leiden. Eigentlicher Bergbau wird nicht getrieben. Die wenigen vorkommenden Minen führen nur in die Schuttfelder der Gebirgsketten. Die dort gefundenen Quarzstücke werden dann noch verkleinert und des sichtbaren Goldes beraubt, während das unsichtbare, der grössere Teil, verloren geht. Das Goldwaschen geschieht sehr primitiv. Auf eine in der Mitte vertiefte Platte wird Schlamm gelegt, Wasser darüber gegossen, durch Schwingen das Unreine entfernt und das in kleinen Teilen zurückbleibende Edelmetall zusammengelesen. Der Jabus selber ist ein natürlicher Goldwäscher. Da und dort ziehen wellenförmig ausgewaschene Quarzmassen durch sein Bett, in deren Vertiefungen sich Gold ansammelt und nach den Hochwassern der Regenzeit herausgeholt werden kann, nur dass der Strom jene Rinnen selbst etwa mit hohem Schutt überführt. Verarbeitet wird nur wenig Gold, per Jahr 800 bis 1000 Kilogr. Es ist fast chemisch rein, von grüngelber Farbe, wird in kleine Cylinder von ca. 28 Gramm gegossen und in dieser Form oder in Gestalt leichter Ringe in den Handel gebracht. Noch jetzt geht viel davon durchs Niltal in den Sudan, über Aethiopien ca. 400 Kilogr. Für das Gold wird in Walaga meist Salz eingetauscht, welches selber wieder als Kaufmittel für das aus dem Westen kommende Korn dient. Getreide bauen die Leute eben nicht an, obschon der Ertrag mindestens demjenigen der Goldwascherei gleichkäme. Der Grund für diese auffallende Erscheinung liegt in ihrer Scheu vor einer stetigen Arbeit. Menilek denkt nun ernstlich darauf, durch Maschinen das edle Metall reichlicher zu gewinnen. Die goldhaltigen Alluvionen sind in der Tat unerschöpflich, Wasser giebt es in Hülle und Fülle, um hunderte von Einrichtungen zu treiben, und nicht alle Flussläufe schädigen des Arbeiters Gesundheit. So dürfte in Bälde äthiopisches Gold auch nach Europa gelangen. — Zufrieden mit dem Erfolg seiner Reise und ohne die Gefahren kennen gelernt zu haben, auf die man ihn vorher aufmerksam gemacht hatte,

kehrte Herr Ilg zu seinem Auftraggeber zurück. Unterwegs stiess er auf eine Elefantenherde und genoss das interessante Schauspiel einer Jagd auf diese Dickhäuter, deren neun er binnen kaum zwei Stunden erlegen sah.

Nach einer Pause spricht Herr *A. de Claparède* über „*les Arabes en Algérie*“. Eine Reise nach Algier bot ihm Gelegenheit, die französische Kolonisation mit der hie und da als besser gerühmten englischen zu vergleichen. Er giebt zu, dass dort noch wenig erreicht sei, erklärt dies aber aus den besondern Verhältnissen. Die arabische Bevölkerung hasst die europäische Kultur und setzte der Kolonisation einen langen kriegerischen Widerstand entgegen, haben doch erst seit 1881 die Aufstände ein Ende und ist es möglich, ohne Gefahr bis zur Sahara zu reisen. Die Ursache für jene Abneigung wiederum muss in der Religion gesehen werden, denn der Islam macht die ohnehin trotzigsten Leute noch unzugänglicher. Dazu kommt, dass die eigentlichen Araber, wohl zu unterscheiden von den meist mit ihnen zusammengerechneten Berbern, das Nomadenleben nicht aufgeben wollen. Die christliche Mission hat daran wenig geändert, kann sie doch nur Misserfolge aufweisen. Die Eingebornen dünken sich frömmer und christlicher als ihre bekehrungssüchtigen Herren. Dazu scheint der Idealismus des Christentums für diese Völker zu hoch zu sein. Der Araber liebt die ungehemmte Bewegung und trägt auch im zerlumpten Mantel noch die Würde eines freien, stolzen Mannes zur Schau. Aber im Haus und in der Stadt ändert sich sein Charakter. Als hervorstechende Eigenschaft macht sich alsdann Falschheit geltend und eine Trägheit, die am treffendsten das edle Sprichwort illustriert; „Besser sitzen als stehen, liegen als sitzen, tot sein als liegen“. Und doch ist der Bevölkerung Intelligenz und Fähigkeit zur Arbeit nicht abzusprechen. Diese Anlagen durch das gute Beispiel zu entfalten, siedelte man Franzosen an, nur lassen sich ihrer immer weniger dazu herbei. So fehlen dem humusreichen, fruchtbaren Boden die Arbeits Hände. Könnte man die Frauen für die Sache gewinnen, dann wäre Grosses zu erreichen, allein das Haremsleben setzt ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Was die Beziehungen zwischen Europäern und Eingebornen betrifft, sind sie äusserlich gut. Aber insgeheim träumen die Araber von einer Wiederaufrichtung des alten Reichs von Granada und von der Ausrottung der Juden und Christen, die hiefür nötig wäre. Trotz allem haben dank der französischen Kolonisation die Zustände in Algier sich seit 50 Jahren wesentlich gebessert, so dass es fraglich erscheinen dürfte, ob der Kolonialstaat par excellence, England, die Aufgabe besser gelöst hätte.

Herr Prof. *Dr. Ströhlin* von Genf schildert aus eigener Anschauung und mit ungewöhnlicher Gewandtheit „*les monuments arabes en Andalousie*“. Dass das Land wesentlich arabisch geblieben ist, sieht der Besucher aus mancherlei, ganz besonders aber aus den Denkmälern der Baukunst. Am zahlreichsten sind sie noch in Sevilla, Granada und Cordova. In der ersten und dritten dieser Städte zeigen schon die gewöhnlichen Häuser echt maurisches Gepräge. Sie sind niedrig, im Geviert gebaut, an der geweissten Strassenseite mit wenigen kleinen Fenstern versehen, von aussen demnach ziemlich unscheinbar; aber durch das oft hufeisenförmig gerundete Tor tritt man in einen Hof mit Palmen, Bananen und blühenden Sträuchern, in deren Mitte das köstliche Nass aus weissmarmorernem Bassin sprudelt. Dieser überall

sich gleich bleibende Typus des Wohnhauses lässt bloss in den Massverhältnissen und der Ausstattung einige Variationen zu. Ein Meisterwerk reicher und zierlicher Ausschmückung ist das sogen. Haus des Pilatus in Sevilla. Unter den Monumentalbauten daselbst fällt der mächtige „goldene Turm“ auf, ein Rest der ehemaligen Umfassungsmauer. Das schönste und besterhaltene maurische Werk ist aber der Alkazar, der befestigte Palast. Da durchschreitet man eine lange Reihe von Sälen mit prachtvoller Dekoration, bewundert die eleganten Säulenpaare, die luftigen Bogen und Gewölbe, das feine Stuckspitzenwerk der Wände. Die Kirchen, die nach hunderten zählen, zeigen alle noch Spuren arabischer Architektur, ganz besonders die ungeheuer weite, mit vielen Kuppeln und Seitenkapellen versehene Kathedrale, der Stolz Sevillas, bis 1888 der Einsturz des Hauptgewölbes ihr Eintrag tat. Den Eindruck des Fremdartigen steigert der nahe Turm Giralda, der für astronomische Beobachtungen von einem arabischen Mathematiker erbaut wurde. Ein später errichtetes Stockwerk mit der Statue des h. Glaubens konnte nicht den ursprünglichen Charakter daran verwischen, denn noch zeugen die dünnen Säulen und doppelten Hufeisenbogen der kleinen Fenster, die reichen und originellen Arabesken am Mauerwerk von dem Ursprung des stolzen Baues, der obendrein eine unvergleichliche Aussicht über Stadt und Landschaft gewährt. -- Freilich wer das Allerschönste schauen will, der muss Granada besuchen; nicht die Stadt, denn diese bietet wenig mehr, so grossartig sie auch mit ihren 420,000 Einwohnern ausgesehen haben mag, sondern die hoch über dem Darro auf einem Hügel liegende Alhambra. Mehrere arabische Herrscher statteten das rote Schloss, so heisst der fremde Name, mit solch' verschwenderischer Pracht aus, dass heute noch, obschon der Fanatismus und Vandalismus der Spanier im Verein mit dem Zahn der Zeit vieles verdorben hat, das Auge fast geblendet wird. Hat man das Eingangstor hinter sich, so glaubt man in einem verzauberten Lande zu sein. Ueberall rauschen die klaren Wasser der Sierra Nevada und tränken die üppigste südliche Vegetation. Den Gebäuden hat das Alter, die Sonne und das verwendete Material eine goldbraune, wunderbare Färbung verliehen. Hohe mit arabischen Inschriften gezierte Torbogen führen in die verschiedenen Teile des Schlosses, dessen Festungscharakter jetzt noch die vielen, mit Schiesscharten versehenen Türme verraten. Ein Bijou darunter ist die von einem Hufeisenbogen abgeschlossene Puerto del vino, von einem rechteckigen Mauerrahmen eingefasst, dessen Zwischenräume mit prachtvollen Fayenceplatten bekleidet sind. Welch' Wunderwerk muss erst nahe dabei die grosse Moschee gewesen sein, an deren Stelle Karl V. einen an sich schönen, aber im Vergleich zu der ihn umgebenden Zierlichkeit nüchtern und plump erscheinenden Palast setzte. Im Innern reiht sich Hof an Hof, jeder mit einem charakteristischen, oft poetischen Namen. Diese Säulenreihen und Balkone, diese Fontänen und Bäder, diese Wände mit kunstvollen Arabesken und Broderien aus Kalk, diese Stalaktitengewölbe, denen nur die einstige bunte Bemalung fehlt, können mit Worten kaum geschildert werden. Man nehme noch den wundervollen Ausblick auf das einst so schöne und grosse Granada und auf die von einer ingeniosen künstlichen Bewässerung zum Paradies umgeschaffenen Gefilde hinzu, und man begreift, dass dem letzten Herrscher, Boabdil, Tränen in die Augen traten, als er von solcher

Herrlichkeit Abschied nehmen musste. — Cordova, die alte Residenz der spanischen Omajjaden, einst eine Stadt mit über 150,000 Häusern, jetzt nur ein simpler Provinzhauptort, birgt neben kleinen arabischen Bauten eine wunderbare ehemalige Moschee, auf welche die sonst streng katholischen Einwohner den Fremden früher aufmerksam machen, als auf ihre Kathedrale. Man tritt in einen grossen Hof mit uralten Orangen- und Citronenbäumen und einer Fontäne, die ehemals den Moslimen für ihre religiösen Waschungen diente. An drei Seiten ziehen sich schöne Arkaden hin, an der vierten liegt die Moschee. Die Hauptfäçade, an der 7 Tore mit Skulpturen angebracht sind, präsentiert sich sehr bescheiden. Um so mehr überrascht das Innere. Ein kunstvoll angeordneter Wald aus kostbaren Säulen, jetzt noch 860 an der Zahl, früher aber viel mehr, teilt den gewaltigen Raum in 19 Längs- und 19 Querschiffe von gleicher Länge. Ueber den schlanken Säulen bauen sich hufeisenförmige Gewölbebogen luftig in zwei Etagen auf. Die kleinen Fenster der äussersten Schiffe und die Oeffnungen an der Decke lassen das Licht nur spärlich eindringen und erzeugen so ein wunderbares Farbenspiel. Der Michrab, die nach Mekka weisende Gebetsnische, bildet innerhalb des Ganzen ein Meisterwerk für sich. Einst war die Moschee noch prächtiger. An den Decken befanden sich Plafonds von Cedernholz mit reicher Schnitzerei und Vergoldung. 7000 stets brennende Lampen waren aufgehängt, deren manche durch Grösse, künstlerische Form und Metallwert sich auszeichneten. Ueber dem Dach wölbten sich viele Kuppeln mit vergoldeten Kugeln. Nachdem 1236 Ferdinand der Katholische Cordova eingenommen hatte, liess er die Tore der Moschee vermauern, die Kuppeln zerstören und das Gebäude dem christlichen Kultus anpassen, glücklicherweise ohne das Innere stark zu verändern. Erst 1523 verunstaltete man es trotz den Einwendungen der Kunstverständigen, indem man ein grosses romanisch-gotisches Chor in die Mitte baute, welchem 60 Säulen geopfert werden mussten. Kaiser Karl V. hatte unbedacht die Erlaubnis dazu gegeben, war dann aber sehr ungehalten, als er mit eigenen Augen die Veränderung wahrnahm, und meinte, man habe etwas Einziges in der Welt zerstört, um an die Stelle zu setzen, was man überall sehen könne.

Endlich folgt, der vorgerückten Zeit wegen leider in abgekürzter Form, ein Vortrag des Herrn Prof. *Zobrist* von Pruntrut über „*die schweizerische Konsulatsfrage im Ausland*“. Man darf bei dem Namen „Geographie der Schweiz“ nicht bloss an die Grenzen des Vaterlandes denken, sondern muss auch das Ausland und die dort lebenden Landsleute berücksichtigen. 141 Schweizervereine finden sich in der Welt zerstreut, da zahlreicher, dort spärlicher. Sie werden von der Regierung anerkannt und unterstützt, ausgenommen da, wo sie nicht darum nachgesucht haben. Ganze schweizerische Städte und Dörfer existieren, so in Russland und Amerika, deren Namen wir kaum kennen. Die Zahl der Konsulate entspricht ungefähr derjenigen der Vereine. Die Schweizer im Ausland sowie ihre Vertreter sind meist angesehen. Musterkolonien hat Argentinien aufzuweisen. Die Gesellschaften pflegen aber nicht bloss die Geselligkeit und die Vaterlandsliebe, sondern tun auch viel für die Unterstützung bedrängter Landsleute. Letztes Jahr wurden 476,000 Fr. für diesen Zweck ausgegeben. Von der Eidgenossenschaft fliessen dazu jährlich 23,000, aus den Kantonen 24,000 Fr. Treffliche Ein-

richtungen besitzt z. B. die Kolonie Genua, die sogar Schulen unterhält und Lehrer aus der Schweiz kommen lässt. Was ihre Bedeutung für das Vaterland betrifft, so sind die Schweizerkolonisten ein Bindeglied zwischen Ausland und Heimat überhaupt, ganz besonders aber Geschäftsvermittler. Damit sie diese ihre Aufgabe noch besser erfüllen als bisher, müssen sie tüchtige Konsuln haben, und zwar womöglich juristisch gebildete. Es darf nicht mehr vorkommen, dass man entlegene Kolonien, wie in Chile, auf den Karten vergeblich sucht. In den Schulen muss auf solche Gegenden aufmerksam gemacht werden und speciell da, wo man Handelsgeographie treibt, sind sie um der kommerziellen Interessen willen eingehend zu studieren. Wünschbar wäre ferner, dass auf einer Karte sämtliche Schweizerkolonien übersichtlich dargestellt würden. Wie das zu machen ist, zeigt der Vortragende an einer von ihm selbst gezeichneten und zur Besichtigung an die Wand angehefteten Karte.

Diskussion: Herr Prof. *Amrein* erinnert an den im Schosse der ostschweizerischen geogr.-kommerz. Gesellschaft gehaltenen Vortrag des Herrn Bodmer-Weber in Zürich, dessen Tendenz mit Herrn Zobrists Ausführungen sich ziemlich deckt, und wünscht lebhaft, es möchten die Oberbehörden dem Konsulatswesen nach der angedeuteten Richtung vermehrte Aufmerksamkeit schenken.

Herr *de Claparède* giebt zu erwägen, dass man, wenn man an die Behörde gelangen wolle, es wohl müsse begründen können. Er rät von einem solchen Schritte ab, weil es jener oft schwer sei, zu entsprechen. Eine Bitte um Errichtung eines Konsulats in Aegypten habe sie ehemals abgewiesen. Ein Konsul müsse eben eine bewaffnete Macht hinter sich haben, um nötigenfalls mit Nachdruck auftreten zu können. Sodann bereite der Kostenpunkt bedeutende Schwierigkeiten. Aus diesen Gründen habe seiner Zeit Bundesrat Welti die Konsulate in der Türkei nicht befürwortet. Was die Schweiz brauche, seien keine Berufs-, sondern Handels- resp. Wahlkonsuln. Immerhin wünscht Votant, dass der Vorort der Konsulatsfrage seine Aufmerksamkeit zuwende.

Herr *Bernet* von St. Gallen teilt die auf diplomatische Erfahrungen sich stützenden Ansichten seines Vorredners und weist nach, dass eine politische Vertretung der Schweiz nicht einmal Berufskonsuln möglich wäre.

Herr Prof. *Amrein* giebt die Triftigkeit der vorgebrachten Argumente zu und möchte einstweilen mehr nicht verlangen, als dass der Vorort die Sache im Auge behalte. —

Die Umfrage benützt Herr Prof. *de Claparède*, um dem Präsidenten und der ganzen Kommission für ihre Bemühungen um den Verbandstag zu danken und den Anwesenden ein „au revoir à Genève!“ zuzurufen.

Schluss der Sitzung 12¹/₂ Uhr.

Am zweiten Bankett im „Hecht“ beteiligten sich noch 30 Personen. Nichtsdestoweniger war es sehr belebt. Toaste brachten aus die Herren Dr. Hotz (Basel), Dr. de Claparède (Genf), Prof. Dr. Keller (Zürich), Prof. Dr. Wartmann (St. Gallen), Braun (St. Gallen), Redaktor Mann (Bern), Dr.

Götz (München), Konsul Dürler (St. Gallen), Dr. Hans Meyer (Leipzig), Buchhändler Stolz (St. Gallen), Prof. Amrein (St. Gallen). Allgemein gab sich die Freude über das gelungene Fest kund. Unter anderm wurde dem Zusammengehen der Wissenschaften das Wort geredet und dem Wunsch nach Stärkung und Mehrung des Verbandes Ausdruck verliehen, ja schon Erfüllung verheissen, indem der Vertreter der Ethnographischen Gesellschaft Zürich den Beitritt dieses Vereins in baldige Aussicht stellte, Dr. Hotz die Bildung einer geographischen Gesellschaft in Basel zu den Dingen der Wahrscheinlichkeit rechnete und Prof. Amrein von ähnlichen Bestrebungen in Luzern zu berichten wusste. Auf jeden Fall hat das Institut der Verbandstage durch die Sitzung in St. Gallen eine Kräftigung erfahren.

Viele Gäste hatten sich inzwischen verabschiedet, so dass nur noch kleinere Trupps am spätern Nachmittag die von der geographischen Gesellschaft arrangierte orientalische Ausstellung und die städtischen Sammlungen besuchten. Mit einem abendlichen Rendezvous auf der Falkenburg fanden die in jeder Hinsicht wohl gelungenen Verbandstage ihren Abschluss.

Einige Worte verdient noch *die orientalische Ausstellung*, obschon sie nicht speciell für das Verbandsfest eingerichtet wurde. Dank dem freundlichen Entgegenkommen hiesiger Privater und der Direktion des Gewerbemuseums, in deren Händen grössere und kleinere Kollektionen sich befinden, kam unter der kundigen Leitung einiger Kommissionsmitglieder eine Sammlung zu Stande, die den grossen Brühlsaal vollständig füllte, ja, wenn mehr Räume zur Verfügung gestanden wären, noch bedeutend hätte ausgedehnt werden können. Natürlich wurde das Museum unserer eigenen Gesellschaft ebenfalls herbeigezogen, immerhin in bescheidenem Masse, so dass es den fremden Gästen doch noch den Eindruck einer stattlichen Sammlung machte. Die Namen der Privat-Aussteller, welchen auch an dieser Stelle noch bestens gedankt sei, sind:

Herr Alder-Bänziger, Otto.	Herr Rilliet, Viktor.
„ Appenzeller, Robert.	„ Ritter, Eugen.
„ Appenzeller, Viktor.	„ Schuster, Albert.
„ Dürler, Otto, Konsul.	„ Steiger, Albert, Antiquar.
„ Dütschler, J. U.	„ Täschler, Louis.
Frau Hanhart-Girtanner.	Frau Wegmann-Dürler.
Herr Hausknecht, Werner, Antiquar.	Herr Weyermann-Schürch, Hermann.
Frau Hollmann-Bruderer.	„ Wyler, Josef.
„ Knöpfel-Wetter.	„ Zollikofer, Oskar.
Herr Leuthner, Dr.	„ Zollikofer, Viktor.
„ Pfeiffer, Hugo.	

Die verschiedensten Branchen der orientalischen Kunst und des Kunsthandwerks waren vertreten. Den meisten Platz nahmen die farbenprächtigen oder, wie die Bronze- und Porzellanarbeiten, formschönen Erzeugnisse Japans und Chinas ein. Indien zeichnete sich durch wunderbare Elfenbeinschnitzereien aus. Fast ärmlich erschienen daneben die Objekte aus der Levante und dem übrigen Westasien, und doch erkannte der Kenner bald

in den oft unansehnlichen Teppichen Muster der Textilkunst und zugleich des Geschmackes, in den reich geschmückten Waffen hervorragende Leistungen der Metalltechnik. Sachverständige haben denn auch von Anfang an der Ausstellung hohe Anerkennung gezollt und sich besonders darüber gewundert, dass eine Stadt von dem bescheidenen Umfange St. Gallens so viele Schätze dieser Art in sich berge. Leider liess der Besuch lange viel zu wünschen übrig, obschon es an der Reklame nicht fehlte. Erst während der zwei letzten von den vier Ausstellungswochen füllten sich die Räume mit Schaulustigen. Das grösste Kontingent stellten die Schulen, so dass die geographische Gesellschaft hoffen darf, mit ihrer Veranstaltung auch auf die Jugend bildend und belehrend eingewirkt zu haben.

Kürzere Mitteilungen.

Ein- und Ausfuhr der bedeutendsten Häfen von England und Schottland.

(in Mill. Franken)			(in Mill. Franken)		
	1890	1894		1890	1894
London	5837	5442	Folkestone.	345	347
Liverpool	5655	4595	Newcastle	325	275
Hull	1192	1130	Bristol	255	265
Glasgow	750	582	Newhaven	352	257
Harwich	500	542	Goole	287	252
Southampton	407	480	Cardiff	262	237
Grimsby	337	387	Dover	232	237
Leith	355	362			

(Chamber of Commerce Journal.)

Sch.-L.

Inhalts-Verzeichnis.

Die Schneegebirge in Aequatorial-Afrika. Vortrag von Dr. <i>Hans Meyer</i>	
Präsident des Vereins für Erdkunde in Leipzig	1
Ueber die Wünschbarkeit der Erstellung eines neuen Handbuches der Schweizerkunde. Von Dr. <i>U. Früh</i> , Dozent am eidg. Polytechnikum in Zürich	18
Vereinsnachrichten:	
a) Protokoll der Delegiertenversammlung	28
b) Protokoll der 10. Hauptversammlung	31
Kürzere Mitteilungen	44